



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

IV. Abschluß der Universitätsjahre (Mai 1823 - Juli 1825)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940

rungen gemalt habe, ebensogut dem trojanischen Krieg darstellen könne. Trotz mancher Anläufe hat er es nicht getan, weil er es nicht konnte. Er schuf nur Fragmente und hinterließ manchen Torso, der uns lebhaftes Bedauern über die Nichtvollendung einflößt.

IV.

Abchluß der Universitätsjahre. (Mai 1823 — Juli 1825.)

Im Mai 1823 verließ Heine ohne den Doktorhut die preussische Hauptstadt. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß er als Jude in Preußen vorläufig zu einer sichern Stellung nicht gelangen könne. Er wollte in Paris sich literarisch auszeichnen und dann nach berühmten Mustern in die diplomatische Laufbahn einschleichen. Aber seine geschwächte Gesundheit und die Leere seines Geldbentels, den Onkel Salomon nicht wieder füllen wollte, nötigten ihn, im Refugium peccatorum des Vaterhauses abzuwarten, ob die Stirne des Millionärs an der Elbe sich wieder glätten werde.

Seine Eltern hatten sich inzwischen in Lüneburg niedergelassen, das dem Dichter nach dem Aufenthalt in Berlin wie ein böotisches Dorf vorkommen mußte. Seine Briefe zeigen ihn in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung. Außer mit seiner Familie verkehrte er eigentlich nur mit H. Christiani, dem Sohne des dortigen Generalsuperintendenten, an dem er einen Freund gewonnen. Die Lüneburger langweilten ihn noch mehr als ihre reizlose Heide; er betrachtete alle Menschen, die nicht so dachten wie er — und das waren ohne Zweifel viele — als unerträgliche Philister, und die Juden ekelten ihn an. „Juden sind hier, wie überall,“ schreibt er am 18. Juni 1823 an Moser, „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen.“ Zudem begegneten sie ihm wegen seiner Teilnahme an den Reformbestrebungen der gebildeten Berliner Juden höchst feindselig, so daß er Anfang November 1824 an Moser schreiben konnte: „Dergleichen jüdische, oder vielmehr, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen sich an mich heran.“ Besonders quälend für ihn war der Gedanke, von seinem Onkel abhängig zu sein (an Moser, 2. Februar 1824), von einem Manne, den er als geistig tief unter sich stehend betrachtete.

Indessen war Salomon Heine die einzige Hoffnung; es galt also, sich mit ihm wieder auf guten Fuß zu stellen. Die Gelegenheit bot sich

am 22. Juni 1823, bei der Heirat seiner Schwester mit dem Kaufmann Embden — nicht von Embden, wie der Adelskasser Heine schreibt. Salomon sagte dem ungeratenen Neffen, der es gewagt hatte, ihm eine Gedichtsammlung zu widmen, in der seiner Tochter Amalie und deren Gemahl übel genug mitgespielt wurde, seine Meinung und reichte ihm dann die Hand zur Versöhnung. Im Juli durfte Heine seinen Onkel in Hamburg besuchen. Hier erklärte sich Salomon bereit, noch für das Jahr 1824 die sehr anständige Summe von 100 Louisd'or (500 Taler) zu zahlen, wenn der Neffe sich verpflichtete, in diesem Zeitraum sein Examen zu machen. Auch Heines Uebertritt zum Christentum kam zur Sprache. Alle seine Angehörigen, Salomon einbegriffen, für die das Religionsbekenntnis nur ein Firmenschild bedeutete, waren für baldige Taufe; nur Heine sträubte sich noch gegen den Gedanken, einer Fahne zu folgen, die er so oft mit Füßen getreten.

„Aus meiner Denkungsweise,“ schrieb er bereits am 27. September 1823 an Moser, „kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe.“ Wir werden bald sehen, mit welcher vollendeter schauspielerischer Kunst Heine das geweihte Wasser über sich ergießen ließ.

In Hamburg scheint ihn eine neue Liebesleidenschaft erfaßt zu haben. Nach den bisherigen Feststellungen (Buch der Lieder XXIX, sowie Heines Werke I. S. 40. Elstersche Ausgabe. Hessel in der Köln. Ztg. 1888. 8. und 9. Juni. Seuffert im Archiv f. Lit.-Geschichte. Bd. III, S. 600) flößte ihm Therese, die jüngere Schwester Amaliens, eine heftige Neigung ein. Er fand jedoch bei dem erst sechzehnjährigen Mädchen eine entschiedene Abweisung. Auch an dieser Liebe krankte Heine lange Zeit; sie hat ihn jedoch ebensowenig wie seine erste abhalten können, in den Armen „gutmütiger Mädchen“ Trost zu suchen.

Von Hamburg aus wandte er sich am 22. Juli nach Ruxhaven, um gegen seine wachsende Nervosität Seebäder zu gebrauchen. Der Onkel schenkte ihm dafür zehn Louisd'or, während der flotte Neffe während eines sechswochentlichen Aufenthalts dreißig verbrauchte. In Ruxhaven, wo er indessen nur geringe Milderung fand, genoß er zum erstenmal

den Anblick des Meeres, der ihn völlig begeisterte. Er dichtete hier einige seiner schönsten Lieder. Von Ruxhaven zurückgekehrt, brachte er drei Wochen auf dem Landgut seines Onkels zu. Während dieser Zeit gelangte sein neues Liebesdrama zum jähen Abschluß. Im September reiste er nach Lüneburg zurück und lebte in den folgenden vier Monaten ganz seinen literarischen Arbeiten und juristischen Studien.

Am 19. Januar 1824 reiste er nach Göttingen ab, wo er am 30. immatrikuliert wurde. Wieder beginnen seine Klagen über die Dede und Langweiligkeit des Universitätslebens, die durch die Hingabe an studentische Zerstreuungen nur selten unterbrochen wurde. Dem Studium widmete er sich gewiß nicht übermäßig. Weil er Besseres nicht zu tun fand, wohnte er häufig Duellen bei, die ihm mehr Spaß machten, „als das leichte Gewäsch der alten und jungen Dozenten“. Später ertönt noch häufig, besonders in der „Harzreise“, sein Groll über den „engen, trockenen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta“.

Die Osterferien 1824 brachte Heine bei seinen Freunden in Berlin zu. Vor seiner Abreise hat der vorsichtige Mann aber seinen Freund Moser, er möge doch aus dem *Musen-Almanach* für 1823, falls er ihn verleihe, das Heinesche Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott,“ entfernen, in dem er den Berlinern eine Ohrfeige gegeben hatte. Als „brillante Visitenkarte“ aber, wie Strodtmann sich sehr hübsch ausdrückt, gab er vorher im „Gesellschafter“ dreißig Gedichte aus dem später erschienenen Lieder-Zyklus „Die Heimkehr“ ab, die allerdings auch dem Ungläubigsten sein hohe Begabung klar machen mußten.

Angeregt und schaffensfreudig kehrte er zurück. Die rege Beschäftigung mit der Judenfrage brachte ihn auf den Gedanken, die Leiden seiner Glaubensgenossen in einem großen Roman dichterisch zu verherrlichen. Er sollte den Titel führen: „Der Rabbi von Bacharach.“ Mit Feuereifer warf er sich auf die Vorstudien und suchte sich mit der jüdischen Geschichte gründlich bekannt zu machen. Die Lektüre der einschlägigen Werke steigerte seinen Haß gegen das Christentum und gab ihm in einem Briefe an Moser das Gedicht: „An Edom“ ein.

Auch eine Fausttragödie nahm er in Angriff, die indessen ebenso wenig wie der „Rabbi von Bacharach“ zur Vollendung gelangt ist.

In den Herbst-Ferien machte er eine genüßreiche Reise durch den Harz, sowie nach Eisenach und Weimar, die ihn zu seinem ersten bedeutenden Prosawerke anregte. Natürlich kam ihm auch der Gedanke, sich Goethe vorzustellen, dem er bereits früher als Bruder in Apoll seine Gedichte gesandt hatte. Ueber die Begegnung hat er sich in

widersprechender Darstellung ausgelassen, jedenfalls bot sie für seine Eitelkeit keine erfreulichen Momente.

Sofort nach seiner Rückkehr begann er seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise durch den Harz auszuarbeiten. Ende November war das Manuskript fertig, das er im April und Mai 1825 sorgfältig überarbeitete.

Gleichzeitig traf er die Vorbereitungen zum Uebertritt. Die Frage, welchem christlichen Bekenntnis er sich zuwenden sollte, kam jedenfalls nicht ernsthaft zur Verhandlung, da die beiden Städte, die er als zukünftige Aufenthaltsorte ins Auge gefaßt hatte, Berlin und Hamburg, eine protestantische Bevölkerung hatten. So wandte er sich dem Protestantismus zu und ward am 25. Juni 1825 zu Heiligenstadt vom dortigen Pfarrer Grimm getauft.

Die Taufe war für Heine lediglich die Lösung eines Eintrittsbilletts für die christliche Gesellschaft (VII, 407); er legte, um einen Ausdruck Achim v. Arnims zu gebrauchen, das Christentum wie eine neue „Liverei“ an. Aber er unterzog sich der heiligen Handlung nicht etwa mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der über äußere Formen erhaben ist, sondern mit dem ingrimmigsten Haß gegen das Christentum, in dessen Gemeinschaft er aufgenommen werden wollte. Dem Pfarrer gegenüber spielte er die Rolle eines heilsbegierigen Proselyten, so daß derselbe in sein Protokollbuch eintragen konnte:¹⁾ „Die Antworten Heines zeugten von eingehendem Nachdenken über den Inhalt und das Wesen der christlichen Religion, seine Fragen von scharfem Geiste; überhaupt nahm er die vorgetragene Lehre nicht einfach gläubig hin — er wollte überzeugt sein, und der Glaubenswechsel war ihm nicht ein bloßer Wechsel einer äußeren Form, erschien vielmehr als das Resultat einer aus dem Innern dringenden Notwendigkeit. Wir (Grimm und der Taufpate) haben bei der Unterredung übereinstimmend die Ansicht gewonnen, daß Heine mit voller Ueberzeugung Christ geworden ist, und ich bin heute noch der festen Ansicht, daß sein späterer Skeptizismus in Glaubenssachen nur auf der Oberfläche lag und er im innersten Herzen den Glauben an Gott nicht verloren hat. Ich habe vor der Taufe tief in sein Innerstes geblickt, und er hat uns sein ganzes Denken und Fühlen bloßgelegt; ein Mensch aber, der so denkt und fühlt, kann meiner innersten Ueberzeugung nach den Glauben an Gott nie ganz verlieren.“

¹⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

Hätte der gute Pfarrer nur gewußt, was sein Täufling im Oktober 1825 an Moser schrieb: „Da mal von Büchern die Rede ist, so empfehle ich dir Golowins Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, daß die Japaner das zivilisierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen, das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist, als eben das Christentum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden.“ Das schrieb er ein Vierteljahr nach seinem Uebertritt! Am 14. Dezember äußert er demselben Freund gegenüber: „Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben.“

Der Konversion folgte nun endlich auch das Examen, das dem guten Salomon Heine so viel Geld gekostet hatte. Heine wollte „aus der Wagschale der Themis sein Brot essen und nicht aus der Gnadenschüssel seines Onkels“ (an Moser, 2. Februar 1824). Eine andere Frage ist, ob ihm die Gnadenschüssel so unangenehm gewesen wäre, hätte sein Onkel ihm nicht entschieden geboten, sich auf eigene Füße zu stellen. Am 16. April 1825 schickte er dem Dekan der juristischen Fakultät in Göttingen die sog. littera petitoria, worin er um Zulassung zur Promotion bat. Recht beklommen „stieg“ er am 3. Mai ins Examen und erreichte den dritten Grad. Interessant sind die Thesen, die er in der Disputation am 20. Juli 1825 verteidigte:

1. Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2. Der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen.
3. Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4. Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5. Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Ehe.

